

UMSCHAU

Kindheiten in Deutschland

Immer wieder ist es notwendig, die Stereotype, also die Verallgemeinerungen und Vorurteile in der Öffentlichkeit, einer Kontrolle zu unterziehen; denn sie tragen sonst nicht nur zur Kanalisierung der Wahrnehmung bei, sondern bestimmen auch das Verhalten selbst. Im Sinn einer solchen kritischen Bearbeitung liegt es nahe, daß nach den Handbüchern über Jugend und Familie ein Handbuch über das „Aufwachsen in Deutschland“¹ erscheint, das den vieldeutigen Titel trägt: „Was für Kinder“. Bei dieser beachtlichen, sich im Layout und Bildausstattung auszeichnenden Veröffentlichung des Deutschen Jugendinstituts (München) ist zuerst der Bericht über Kindheiten in Deutschland interessant. Doch dann verdient auch die Art wissenschaftlicher Wahrnehmung Aufmerksamkeit.

Kindsein in Deutschland wird an diesem „Normalentwurf“ gemessen: „(1) Die Eltern des Kindes sind miteinander verheiratet, (2) das Kind ist ehelich geboren und (3) ein leibliches Kind der Eltern, wobei (4) diese Eltern eine Haushaltsgemeinschaft mit dem Kind bilden.“ Aufgrund des Familiensurvey von 1988 und 1990 kommt die Forschung dann zu diesem Ergebnis: „Mehr als 85 % aller minderjährigen Kinder in Westdeutschland und über 75 % in Ostdeutschland leben in einem Kindschaftsverhältnis, das dem Normalitätsentwurf entspricht. Über 90 % in Westdeutschland werden als Kinder verheirateter, zusammenlebender Eltern geboren, doch reduziert sich dieses Kindschaftsverhältnis mit zunehmendem Alter auf 80 %. In Ostdeutschland wurden dagegen vergleichsweise viele Kinder vorehelich geboren (22 %)“ (225). Diese Daten, die am Ende deutlich von der „Norm“ abweichen, erregen Verwunderung, zumal angesichts der Schlagzeilen über die hohen Raten von Ehescheidungen. Ferner wäre zur Kenntnis zu nehmen, daß bei den berufstätigen Müttern Wunsch und Wirklichkeit fast übereinstimmen: 51 % der befragten westdeutschen Mütter mit Kindern un-

ter drei Jahren meinen, sie sollten ganz zu Hause bleiben und sich der Kindererziehung widmen. Tatsächlich verhalten sich 62 % wie gewünscht (19). Natürlich zeigt sich hier bereits das familienpolitische Desiderat, mehr Betreuungseinrichtungen anzubieten, die Teilzeitarbeit in den Betrieben zu vermehren und auch an den Arbeitsplätzen selbst die Möglichkeit eines mutternahen Aufenthalts von Kindern zu ermöglichen.

Diese guten Nachrichten, vor allem wenn man sich an die Kassandraruhe über das Ende der Familie erinnert, können die Tatsache nicht verdrängen, daß heute das Leben mit Kindern zunehmend unter einen Legitimationsdruck gerät; denn das Leben von Kinderlosen und Singles scheint in einer Zeit des Wertewandels hin zu den Selbstentfaltungswerten einsichtiger zu sein als die Lebensform von Eltern (429). Einen Beweis für diese Vermutung bringt Katharina Rutschky in ihrer „Antwort auf eine Kinderfrage“, in der sie es für einen Fortschritt hält, „daß Kinder endlich Privatsache werden, möglichst vollständig und radikal. Der Irrtum, daß Kinder das ja immer schon sind ..., dieser Irrtum ist verbreitet und muß berichtigt werden. Ganz im Gegenteil liegt es im Interesse der Kinder, zur Privatsache ihrer Eltern und Erzeuger zu werden, zu Wunschkindern nämlich ... Jedwede symbolische Verwendung von Kindern hat zu unterbleiben“ (489). Damit scheint der Mensch aus jeder sozialen Bindung herausgenommen und die Individualisierung auf die Spitze getrieben. Wer solcher Meinung ist, erliegt der Suggestion großer Worte. Welche Verbindung wäre da verführerischer als die der Worte von „Wünschen“ und „Kindern“?!

Mit Zitaten aus Statistiken wird der äußere Rahmen der Kindheit in Deutschland abgesteckt. Ausgefüllt wird er im Handbuch durch viele wissenschaftliche Details: Der Kinderalltag wird zwar, im Spannungsfeld „zwischen Kollektivierung in Kinderinstitutionen und Vereinzelung zu Hause“ hergestellt, doch „trotz sozialer Einbindung

bleibt die individuelle Selbständigkeit, in einem weiten Möglichkeitsraum zu disponieren, gewahrt“ (239); die institutionalisierten Freizeitangebote (vom Musikunterricht bis zur Hausaufgabenhilfe) sind teuer und besetzen die Nachmittage der Kinder (250); die Kinderunfälle kosteten im Jahr 1988 359 Kindern unter 15 Jahren das Leben (277) und die radfahrenden Kinder verunglücken am meisten zwischen 16 und 17 Uhr (281), also in ihrer Freizeit oder auf dem Nachhauseweg von ihren Treffen. Es fällt das Wort von den „Kinderreservaten“. Man solle sie aufbrechen, indem man neue Verbindungen von Familie, Kindergarten und Nachbarschaft schafft – in der Hoffnung auf mehr Platz und Zeit für Kinder und auf mehr Lebensqualität für Erwachsene (353). Zu den wichtigen Detailinformationen zählen die Ausführungen über den psychologisch sich entfaltenden Lebenslauf von Kindern (78), über die Sexualität von Kindern (182), über die Armut von Kindern im Wohlfahrtsstaat (267). Aufschlußreich sind die interkulturellen Vergleiche, mit Japan und den USA etwa (23). Diese sachlichen Informationen werden durch eingestreute Interviews verlebendigt, so mit Urie Bronfenbrenner (74), mit Benjamin Spock (166), mit Horst-Eberhard Richter (172).

Recht klare Worte findet der Kinderbuchautor Peter Härtling zur „Kinderfeindlichkeit“: „Kinderfeindlich? Unsere ganze Umgebung. Alles zu groß für Kinder. Wir sind ja die Mehrheit, wir möchten leben, die Kinder müssen leben. Alle Möbel sind zu groß, die Türklinke viel zu hoch ... am schlimmsten die Treppen. Was wir den Kindern vorenthalten, ist Aufmerksamkeit. Wie angestrengt sind Kinder! Wenn ich über die Zeil gehe, und sehe Frau oder Mann mit Zwergchen an der Hand. Ich überlege mir, was dieses Kind sieht, fühlt und riecht. Das wahre Entsetzen! Man wächst auf ..., aber die Welt, in die ein Kind hineinstürzt, ist unsere Welt, nicht seine Welt“ (427). Eine realistische Sicht, die offensichtlich nur Ratlosigkeit verursacht – und über sie hilft auch die Fülle des inzwischen angehäuften Wissens aus Psychologie, Soziologie und Sozialgeschichte kaum hinweg. Genau besehen tröstet auch wenig die Einsicht, daß alle früheren zweckrationalen Erwägungen im Hinblick auf Kinder, zumal auf deren Anzahl, angesichts der Renten und Versi-

cherungen und Pensionen obsolet geworden sind. Es heißt: „In unseren Untersuchungen haben wir nach dem intrinsischen Wert von Kindern gefragt. Machen Kinder das Leben intensiver? Vermitteln sie das Gefühl, gebraucht zu werden? Macht es Spaß, Kinder im Haus zu haben und aufwachsen zu sehen? Bringen die Kinder die Partner einander näher? Insgesamt waren es in Ostdeutschland wie in Westdeutschland deutlich mehr Frauen als Männer, die Kinder als Lebenssinn und als Bereicherung des eigenen Lebens interpretieren“ (20f.).

Ist diese Erwartung an Kinder zugleich ihre Befreiung von „Zwecken“? Oder stellen sich viel fundamentalere, nötigendere Erwartungen unter den Begriffen „Kinder als Sinnstifter“ und „Kinder als Wunschkinder“ ein? Früher waren die Erwartungen an Kinder in Zeit und Geld fixierbar. Was ist undefinierbarer als Sinn und Sehnsucht? Wie nun denn: Wenn ohne eine transzendente Begründung eben ein Kind einen Sinn nicht mehr stiftet? Und wenn ein im Detail vorgestelltes Kind gewünscht wurde, aber ein ganz anderes kam? Obgleich „gewünscht“, niemals „wünschenswert“? Die Aussage, daß jedes Kind auch Schicksal ist, wird in Zukunft gültig bleiben, und dies mag nicht allein für behinderte Kinder gelten. Die Suggestion dieser modernen Kategorien der Individualisierung ist so groß, daß die Realität des endlichen Menschen aus dem Blick zu geraten droht. Kind als Schicksal! Ist es nicht immer auch ein Geheimnis? Im Anfang und bei der Entwicklung und in der Reife? Ein Wesen voller Überraschungen und vieler Lernangebote für Eltern, in denen sie so vieles neu oder erstmals über sich selbst erfahren. Leider reflektiert das Buch solche Empfindungen kaum. Daß Kinder auch glücklich machen können, davon ist selten die Rede. Gewiß, Glück ist nur am Rand eine sozialwissenschaftliche Kategorie. Aber aufgrund des sozialwissenschaftlich erhobenen Zusammenhangs zwischen Freiheit und Glück sollte das in voller Freiheit gewünschte Kind viel Glück bringen.

Der eher wissenschaftstheoretische Aspekt: Dem Leser wird auffallen, daß trotz aller „Anstrengung des Begriffs“ eine „Philosophie der Kindheit“ im Handbuch nicht zu entdecken ist und daß das, was Religion und Glaube kultur- und geistesgeschichtlich (in Vergangenheit und

Gegenwart) zum Thema beitragen könnten, auf die „Ersünde“ (42, 182, 195) und „Hexen, kleine Teufel, Schwererziehbare“ (197) zusammenschumpft. Hier wirken sich Berührungsängste aus, die gerade angesichts der Fülle von Publikationen aus der Geschichte der Kindheit und über den Zusammenhang von Identität und Religiosität nur zu bedauern sind. Gewiß findet sich im Buch ein Text: „Kinder aus christlichen Familien in der DDR“ (317). Doch dieser gleicht das Ungeügen nicht aus. Im Gegenteil: Er schildert im wesentlichen die Situation evangelischer Christen. Im Hinblick auf die geschichtliche Wahrheit wird nicht angemerkt, daß katholische Eltern, die ihre Kinder der sozialistisch-atheistischen Indoktrination des Staates entzogen, einem öffentlichen Psychoterror ausgesetzt waren und ihren Kindern eine berufliche Karriere verbauten.

Unbestreitbar wird das Handbuch den Blick derer, die in der Sprache moderner Humanwissenschaften erprobt sind, gespannt und hoffnungsvoll auf das Kind richten. Man kann der Verheißung in der Einleitung nur zustimmen: „Zum ersten Mal in der Geschichte ist der Kinderwunsch gerichtet auf das Kind ‚um seiner selbst willen‘. Kinder werden nicht mehr auf dem Acker gebraucht oder zur Altersvorsorge, die Tochter nicht als Magd im Haus, der Sohn nicht, um Betrieb und Namen weiterzuführen. Kinder

werden zu ‚Sinnstiftern‘ im Leben ihrer Eltern. Gesucht wird eine Beziehung zum Kind, gesucht werden Erfahrungen, die man nur im Zusammenleben mit Kindern macht“ (13). Wie denn: Werden Kinder also doch „funktionalisiert“? Dennoch: Dieser positiv zu verstehenden Aussage folgen zwei gravierende Eingeständnisse: 1. Man habe bei der Redaktion unterschiedliche Stimmen zu Wort kommen lassen, „auch wenn sie mit einer ‚fortschrittlichen Haupttendenz‘ nicht immer konform gehen“. 2. Man sehe eine Schwäche in der Kindheitsforschung in undeutlichen Fragen und in der Scheu, Positionen zu beziehen. „Im letzten Kapitel haben wir deshalb Frauen und Männer des öffentlichen Lebens... auf ein ‚Podium‘ eingeladen und sie um ein Statement gebeten zu der einfachen Frage: ‚Was ist kinderfeindlich? Was ist kinderfreundlich?‘“ (13). Sind das wirklich „einfache Fragen“? Diese beiden Eingeständnisse beschädigen die Verheißungen und Erwartungen an Sinn; denn Sinn hat viel mit Konsens und mit der Wahrnehmung der unteilbaren Realität des Menschen als Kind (also mit einer philosophischen oder theologischen Anthropologie) zu tun.

Roman Bleistein SJ

¹ Was für Kinder. Aufwachsen in Deutschland. Ein Handbuch. Hrsg. v. Deutschen Jugendinstitut. München: Kösel 1993. 524 S. Lw. 44,-.